



SASKIA LOUIS

WHERE
COLORS
DIE

Prolog: Yara

Der beste Ehemann ist ein toter, wiederholte ich in meinem Kopf und lief stur weiter den steinernen Gang hinab, auf meinen Zukünftigen zu.

Der weiße Tüll raschelte, während das rote Band um meine Taille mir die Luft abschnürte. Das Unterkleid lag so eng an meinen Beinen an, dass ich meine Füße kaum voreinander setzen konnte. Als hätten meine Eltern die Schneiderin angewiesen, mir das Rennen unmöglich zu machen. Vielleicht ahnten sie, dass ich eine Flucht in Erwägung zog.

Dafür blieb allerdings keine Zeit mehr. Denn der Mann, der vor dem Altar auf mich wartete, sah auf und fixierte mich – und sein Blick ließ mich nicht mehr los. Der Fremde lächelte nicht. Er zeigte keinerlei Anzeichen von Freude oder Zuneigung. Doch vielleicht verlangte ich damit von einem Sturmherrscher, den ich erst seit wenigen Stunden kannte und der für seinen Jähzorn und seine unbeugsame Macht bekannt war, auch zu viel.

Ach ja, die Hochzeit war wahrhaftig der glücklichste Tag seines Lebens!

Die schwarzen Haare meines Bräutigams fielen ihm in die hellgrauen Augen, die sich mit jedem meiner Schritte eine Nuance weiter verdunkelten, und seine Kleidung spiegelte meine Stimmung wider. Eine schwarze Hose, die weit an seinen langen Beinen hinabfiel. Ein schwarzes Hemd, das sich eng an seine berüchtigten breiten Schultern schmiegte, über die Barden bereits Lieder verfasst hatten. Dabei waren Muskeln, die der Tod gestählt hatte, es nicht wert, besungen zu werden. Selbst seine Krone war schwarz. Sie bestand aus düsterem Obsidian, nur die Zacken schimmerten golden und spalteten das Schmuckstück mit haarfeinen Blitzen, die sich in das darunterliegende Metall fraßen.

Wie ein Nachthimmel bei Gewitter. Als wolle er die Welt daran erinnern, worüber er herrschte.

Mein eigenes Diadem hatten sie mir abgenommen. Heute wurde ich zwar die Frau von Jareth Katarga – aber nicht seine Königin. Noch nicht. Ich konnte nur vor einem seiner Priester in seinem Land gekrönt werden. Dieses hieß ebenfalls Katarga. Der Mann hatte wohl zwangsläufig arrogant werden müssen, wenn schon ein ganzes Land nach ihm benannt war.

Ich reckte das Kinn und erwiderte ungerührt seinen Blick. Schritt die Reihen an Gästen entlang, deren Gesichter eher zu einer Trauerfeier statt einer Hochzeit passten, und ignorierte meinen nervösen Ziehvater und meine weinende Mutter in der ersten Reihe. Sie hatten diese Entscheidung für mich gefällt, ich war es, die Ja sagen musste. Sie durften keine Emotionen zur Schau tragen, solange ich es nicht tat.

Ich erreichte den Altar. Die Musik verstummte. Die Menge auf den Holzbänken um uns herum tuschelte. Und mein Verlobter verneigte sich kaum merklich vor mir.

»Freut mich, dich wiederzusehen, Prinzessin«, sagte er dunkel. Seine Stimme nichts als ein Kratzen über meinen Nacken, das sämtliche Härchen dort aufrichtete.

Ich sank in einen Knicks. Tief, mit geradem Rücken. Wie ich seit dreiundzwanzig Jahren lernte, einen König zu begrüßen. Ich würde für mein Volk die Traditionen und das Bild aufrechterhalten. Sie stahlen mir meine Heimat, meine Willensfreiheit, mein Glück. Doch niemand konnte mir meine Worte nehmen.

»Meine letzten beiden Ehemänner sind tot. Vielleicht solltest du dich etwas weniger freuen, *Hoheit*«, erwiderte ich kühl.

Ich erhob mich und schaute zurück in sein Gesicht. Ich hatte gehofft, ihn zu schockieren, doch er zog nur eine dunkle Augenbraue hoch.

»Meine Geliebten behaupten, ich würde sie sehr viel glücklicher als ihre Ehemänner machen. Vielleicht solltest du dich also *mehr* freuen.«

Hitze stieg in meine Wangen, doch ich erlaubte es mir nicht, wegzusehen. »Den Worten der Menschen, die du bezahlst, solltest du wirklich keinen Glauben schenken.«

Einen Augenblick lang, einen Wimpernschlag, meinte ich, ein Lächeln über sein Gesicht huschen zu sehen. Doch dann flüsterte er rau: »Ich zahle täglich für meine Entscheidungen, meine Vergangenheit und meinen teuren Geschmack – aber ich habe noch nie auch nur eine Münze im Schlafzimmer gelassen.«

»Du brauchst mich nicht an deinen Reichtum zu erinnern. Er ist zweifelsohne einer der Gründe, aus denen ich jetzt hier stehen muss.«

»Redest du bei jeder deiner zahlreichen Hochzeiten so viel? Oder bin ich was Besonderes?«

»Ich glaube, das haben dir bereits zu viele Menschen versichert. Ich will dich nicht mit weiteren Lügen langweilen.«

»Und da erzählte man mir, mit einer Ehefrau würde mein Ego jeden Tag gestreichelt werden.«

»Ich werde überhaupt nichts von dir streicheln, Hoheit.«

»Meintest du nicht, du warst schon zweimal verheiratet?«, fragte er interessiert, und seine Augen blitzten auf. »Dann solltest du mit den Pflichten einer Ehefrau vertraut sein.«

Die Hitze in meinen Wangen brannte, doch ich schürzte nur die Lippen. »Meine *Pflicht* gilt allein meinem Volk und umfasst ein *Ja*, *ich will*. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Mhm«, meinte er ausdruckslos. »Mit den Worten *Ja* und *Ich will* kann ich mich anfreunden. Du kannst sie in unserer Hochzeitsnacht so oft du magst wiederholen. Und wenn ich eine Empfehlung aussprechen darf: *Bitte* und *Mehr* sind meiner persönlichen Erfahrung nach ebenfalls Klassiker.«

Mein Herz flatterte nervös auf, und ich öffnete den trockenen Mund ... doch der Priester trat an uns heran und begann zu sprechen. Vielleicht war es besser so. Ich wollte nicht an meine Hochzeitsnacht denken. Nicht an die Kutsche vor der Kapelle. Nicht an das fremde Leben, das mich erwartete. Nicht an die Ketten, die mir auferlegt wurden.

Ich wandte mich dem Priester in buntem Gewand zu, der eine Reihe von Floskeln über eine in allen Farben schillernde Zukunft herunterleierte, so wie es bei der traditionellen Hochzeitszeremonie der Regenbogenfae üblich war. Doch ich spürte den Blick meines Verlobten noch immer auf mir. Ich war mir bewusst, dass er auf mich herabschauen musste, weil mein Kopf kaum bis zu seinen Schultern reichte. Dass sein Hemd ihm perfekt passte und jeden einzelnen seiner Muskeln betonte, während mein Kleid für deutlich schmalere Hüften genäht worden war. Alles an ihm verlangte nach Aufmerksamkeit. Ich hörte das Knistern, das von ihm ausging, roch seine ganz persönliche rauchige Note, spürte seine Macht, die die Decke der weißen Kapelle anzuheben schien ... und fragte mich, ob er sie nicht besser verstecken konnte oder ob er vor meinem Volk einen Punkt verdeutlichen wollte. Dass wir stark waren, aber er stärker. Dass wir ihn brauchten. Dass er es war, der uns einen Gefallen tat und guten Willen zeigte, nicht andersherum.

»Prinzessin?«, echote die Stimme des Priesters, und ich blinzelte.

Tief atmete ich durch und sprach die Worte, die ich verpasst hatte und dennoch in- und auswendig kannte. »Ich verspreche meinem Ehemann Treue«, flüsterte ich hastig und stieß die nächsten Sätze so schnell aus, dass ich Anfang nicht von Ende unterscheiden konnte.

Denn es waren die traditionellen Worte der Regenbogenfae, die seit Jahrtausenden diesen Bund besiegelten, und ich hatte sie schon zweimal gesprochen ... doch nur ein einziges Mal ernst gemeint. Ihnen nur ein

einziges Mal Bedeutung in meinem Herzen gegeben. Und dabei würde es bleiben.

Der Priester nickte und forderte Katarga auf, es mir gleichzutun.

Ich erwartete, dass er die Worte an ihn richtete oder aber auch an die Menge hinter uns. Dass er stur und stumpf seine Versprechen wiederholte. Doch stattdessen wandte er ruckartig den Kopf und schaute auf mich herab.

»Sieh mich an«, forderte er schroff, und zögerlich folgte ich seinem Befehl. Seine Miene war ernst, ebenso wie seine Worte ... doch seine Stimme glich keinem Donnerrollen. Sie klang sanft wie prasselnder Regen. »Ich verspreche dir Treue. Ich schwöre, dich mit meinem Leben zu schützen und dich aufzugeben, sobald ich meine Aufgabe nicht mehr erfüllen kann. Ich gelobe, dir mehr Farben zu schenken, als der Regenbogen malen kann, und die schweren Zeiten zu behandeln, als wären es unsere guten.« Er hielt inne. Die offiziellen Worte hatte er gesprochen, doch sein scharf geschnittener Kiefer verhärtete sich, als ringe er mit sich selbst. Und schließlich fügte er so leise, dass nur ich ihn verstand, hinzu: »Und ich schenke dir die Freiheit, die der Wind mit sich bringt und die niemandem verwehrt bleiben sollte.«

Mein Puls schlug hektisch an meinem zugezogenen Hals. War der letzte Satz Tradition des Sturmvolkes? Oder ... kam er von ihm? Wusste er, dass er mir soeben etwas versprochen hatte, von dem ich längst aufgehört hatte zu träumen?

»Wundervoll«, sagte der Priester. »Möget ihr in Liebe vereint den Rest der Zeit ...«

Ich schnaubte leise und ignorierte seine anderen Lügen.

»Was denn, Prinzessin – bist du dir deiner Gefühle mir gegenüber noch nicht sicher?«, wisperte Katarga spöttisch.

»Oh, ich bin mir sicher«, erwiderte ich nüchtern. »Ich denke, zurzeit hasse ich dich.«

»Und doch schwörst du, mich ewig zu lieben?«

»Ich schätze, wir sind beide Lügner.«

»Welch harmonisches Paar wir doch bilden«, murmelte er unbeeindruckt und trat vor, sobald der Priester verstummte.

Ein einzelner Sonnenstrahl fiel durch das runde Loch an der höchsten Stelle des Kapellendachs und warf einen gelb funkelnden Kreis auf den Altar, in dessen Mitte wir uns einander gegenüberstellten. Der Kreis symbolisierte die Ewigkeit der Ehe, die ich schon zweimal eines Besseren belehrt hatte. Als Nächstes würde ein Sprühregen aus Wasser folgen, der die schlechten Tage repräsentierte, die das helle Licht unser Liebe in Regenbögen verwandeln konnte.

Als Kind hatte ich die Symbolik furchtbar romantisch gefunden. Ich hatte Stunden damit verbracht, die Zeremonie in unseren Gärten zusammen mit Kyrah nachzuspielen und von dem Tag zu träumen, an dem mir ewiges Glück versprochen wurde.

Doch ich war erwachsen geworden. Weder die Ehe noch die Liebe waren für die Ewigkeit bestimmt. Die schlechten Tage überwogen die guten. Und Freiheit, so wie Katarga sie versprochen hatte, war das Letzte, was man in den Armen eines Mannes fand.

Ich atmete durch und wartete darauf, dass feuchte Tropfen meine Frisur ruinierten, doch sie kamen nicht ... gleichwohl Feuchtigkeit den Boden um uns herum dunkel färbte.

Die Menge tuschelte, und verwirrt sah ich auf. Wie erwartet sprühte falscher Regen durch das Loch über uns, doch bevor er mich erreichte, änderte er seine Flugbahn und fiel in weichem Bogen um mich und Katarga herum.

Beinahe hätte ich gelacht. Der mächtige Sturmherrscher war sich zu fein, nass zu werden.

»Ich bin beeindruckt, dass du einen Regenschirm imitieren kannst, Hoheit«, sagte ich. »Aber es ist Teil der Zeremonie, dass wir nass werden.«

Mein Gegenüber zog die dunklen Brauen zusammen. »Ihr Fae pflegt eine andere Beziehung zu Regen als ich«, murmelte er, doch im nächsten Moment fielen die dicken, schweren Tropfen auch schon auf uns herab. Sie hinterließen glockenhelle Töne auf seiner Krone. Sammelten sich in seinen schwarzen Haaren, rannen seine Schläfen und seinen starken Hals hinab, durchtränkten den Stoff seines Hemdes und brachen das Sonnenlicht auf seiner Haut. Bis Dutzende Regenbögen darauf tanzten und Wellen zwischen uns schlugen.

Mein Körper kribbelte, mein Blut floss schneller, und mein Atem beschleunigte sich.

Du brauchst uns. Also benutze uns. Befehlige uns.

Das vertraute Flüstern saß wie eine Zecke in meinem Ohr und sog sich an meinen Trommelfellen fest. So viele Farben, so viel Macht ... so viele Möglichkeiten ...

Du willst uns. Du wartest nur darauf, von uns zu kosten.

So viele Fehler ... so wenig Kontrolle ... so viel Zerstörung.

Ich streckte die Schultern durch und zwang das Kribbeln nieder. Mühsam ignorierte ich die Stimmen, um mich wieder auf meinen Verlobten zu konzentrieren. Wasser verklebte meine Wimpern und kitzelte meine Lippen, doch nahm Katargas Blick nichts an Hitze.

»Heb deine Hände.« Ich wünschte fast, er würde mir den Wunsch abschlagen. Dass er mir erklärte, die Geste sei zu defensiv für einen Mann seiner Stellung. Stattdessen tat er wie geheißen und streckte mir seine Handflächen entgegen. Als wolle er mich von seiner Unschuld überzeugen, obwohl das Blut aus zwanzig Jahren Krieg, nicht zu vergessen das seines eigenen Vaters, an seinen Fingern haftete.

Ich tat es ihm gleich und legte meine Kuppen an seine.

Seine Handflächen waren groß und rau und schwielig. Als baue er Häuser, anstatt sie niederzureißen. Doch die elektrischen Impulse, die über seine Haut huschten und wie Vorboten der Zerstörung auf meine flohen, verrieten ihn.

Lang atmete ich aus und ignorierte das Prickeln, das seine Berührung mit sich und meinen Körper in Aufruhr brachte, bevor ich in die Luft blies.

Sofort folgten die tanzenden Regenbögen meinem Befehl. Sie fielen zusammen mit den Tropfen auf unsere Hände und umschlossen sie in einem Band aus Rot, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Indigo und Violett. Die Menschen schlossen eine Hochzeitszeremonie immer noch mit Ringen, doch wir brauchten keine. Die wenigsten Schmuckstücke überdauerten die normale Lebensspanne einer Fae. Gerade wenn man gegen zwei Völker kämpfte, die über Feuer und Blitze herrschten. Seit dem Krieg der Fünf schlossen wir unsere Ehen also nur noch mit Licht und Regen. Der Krieg war vorbei und diese Hochzeit nichts anderes als die Sicherung des Friedens, doch die Tradition hatte angehalten.

Die Regentropfen versiegt, und sofort ließ ich die Hände fallen, während der Priester erneut anfing zu sprechen: »Wollt Ihr, Jareth Katarga, König der Sturmlande ...«

»Wartet«, unterbrach Katarga ihn scharf, den Blick noch immer auf mich gerichtet. »Es gibt eine einzige Tradition des Sturmvolks, auf die ich bestehen muss. Ohne diese wäre unsere Verbindung nicht gültig.«

Er wartete nicht auf Einverständnis. Er presste Daumen und Zeigefinger zusammen und zog sie langsam wieder auseinander. Ein flackernder, goldener Blitz spannte sich zwischen seinen Kuppen und ließ seine helle Haut orange glühen. Im nächsten Moment griff er nach meiner Hand und zog mich heran. Instinktiv wollte ich zurückzucken, doch seine Muskeln dienten nicht nur der Dekoration. »Es tut nicht

weh«, murmelte er dunkel, spreizte meine Finger und legte den Blitz langsam um meinen linken Ringfinger.

Ich keuchte, als sich die Energie in meine Haut fraß und ein scharfes Brennen auslöste.

Katarga hob die Mundwinkel. »Na ja. Es tut *kaum* weh«, korrigierte er sich tonlos. »Wir sind nun einmal kein besonders sanftes Volk.«

Ich beachtete ihn nicht. Der Schmerz verflog so schnell wieder, wie er gekommen war, und an seiner Stelle glänzte ein schwarz-goldener Ring. Wie mit Tinte in meine Haut gestochen. Gezackt, nicht symmetrisch, und doch erinnerte er an die Krone auf Katargas Kopf. Und noch während ich auf meine Finger starrte, hielt er mir seine eigene gebräunte Hand hin, um deren Ringfinger sich das gleiche Mal abzeichnete. Wärme flutete meinen Körper und entspannte meine Muskeln. Tausend kleine Funken vermengten sich mit meinem Blut, und ein Schauer überkam mich. Ein wohliger, vertrauter Schauer, der den Geruch nach nassem Stein und verbrannter Glut mit sich brachte. Mein Kopf fühlte sich an, als sei er ein Windspiel, das in einem heftigen Luftstoß schwankte.

Mit geweiteten Augen schaute ich in Katargas Gesicht, dessen Blick wie ein Schatten über meines huschte.

»In Ordnung«, murmelte er, offenbar zufrieden mit seinem Werk, und ließ mich los. »Fahrt fort.«

Ich blinzelte, und das Gefühl verschwand augenblicklich. Doch die Wärme ...

Der Priester räusperte sich vernehmlich. »Wollt Ihr, Jareth Katarga, König der Sturmlande, die hier Anwesende Yara Cartiz von Neradia, Prinzessin der Faelande und Hüterin der Farben, zu Eurer rechtmäßigen Frau nehmen?«

»Ja. Ich will«, sagte er ruhig, und ich wünschte, er würde mich nicht ansehen. Wünschte, ich würde den Druck seiner Finger nicht immer

noch auf der Haut spüren. Wünschte, ich könnte diesen Moment in die Länge ziehen, mich noch ein wenig länger mit den Fingerspitzen an mein altes Leben klammern.

Doch der Priester wiederholte seine Frage, und ich spürte die Blicke Hunderter auf mir ruhen. Die Hoffnung Tausender auf meinen Schultern lasten.

Die Zukunft von Millionen von Seelen lag in meiner Verantwortung, hing an den drei Worten, die an meinem Gaumen klebten und nicht über meine trockenen Lippen wollten.

Doch was blieb mir für eine Wahl?

Also hob ich das Kinn, blickte in die hellgrauen Augen, die mich für immer an den Beginn eines Sturms erinnern würden, und sagte laut: »Ja, ich will.«

Die Anwesenden in der Kapelle brachen in erleichterten Beifall aus. Ich hätte schwören können, dass ich meinen Ziehvater seufzen und meine Mutter noch immer weinen hörte.

Und ich stand da und sah in Jareth Katargas arrogantes Gesicht. Noch immer kein Lächeln, noch immer keine Zuneigung darauf zu erkennen.

»Ich glaube, das ist der Moment, in dem wir uns küssen«, raunte er und legte seine Hand federleicht in meinen bloßen Nacken.

Gänsehaut kletterte meine Wirbelsäule hinab, und mein Atem verfang sich in meinem Hals. Ich wusste, dass er recht hatte. Dass wir die Hochzeit mit einem Kuss besiegeln mussten. So verlangten es Tradition und Gesetz.

»Worauf wartest du dann?«, fragte ich. »Worauf ...«

Er beugte sich zu mir herunter und presste die Lippen auf meine. Er küsste, wie er laut all der sich um ihn rankenden Mythen und Geschichten auch lebte.

Kompromisslos. Hart. Besitzergreifend.

Genüsslich. Entspannt. Als würde die Zeit ihm genauso gehören wie die Welt.

Hitze zuckte durch meinen Körper, während er mit dem Daumen fast sacht mein Kinn anhub ... und dann erwiderte ich den Kuss auf die Art, wie ich vorhatte, jede unserer Unterhaltungen zu führen: mit einer Menge Biss.

Ich grub die Zähne in seine Unterlippe. Nicht zärtlich, nicht so, wie es sich für eine Prinzessin ziemte.

Doch er gewöhnte sich besser sofort daran, dass ich nicht nach seiner Pfeife tanzen würde.

Jareth löste sich von mir – und lächelte. Das erste Mal. Ein Grübchen schlug sich in seine Wange, und seine Augen funkelten, schimmerten fast blau, doch seine Hand lag noch immer dominierend in meinem Nacken ... während er sich langsam einen einzelnen Blutstropfen von der Lippe leckte und sich zu mir herunterbeugte. »Wenn man dich so ansieht, könnte man meinen, der Tod wartet nur darauf, deine Befehle entgegenzunehmen«, sagte er leise.

Er wusste nicht, wie nah er der Wahrheit kam.

Denn alle hielten sie sich für mächtig. Und alle liefen sie davon, sobald ich ihnen zeigte, was wahre Macht war.

»Oh, Entschuldigung«, sagte ich gespielt naiv. »Tat das weh?«

Sein Lächeln wurde breiter. »Es stört mich nicht. Ich hab es dir gesagt: Ich bin nicht für meine Sanftmut bekannt.« Mit den Lippen strich er über meinen Kiefer. »Aber ich habe nicht das Gefühl, dass du an Zärtlichkeit interessiert bist. Ist es nicht so?« Mein Atem stockte, als ich seinen warm an meinem Ohr spürte. »Auf in den Kampf, Yara«, flüsterte er. »Ich muss dich warnen: Ich bin kein leichter Gegner.«

»Das denkst du nur, weil du noch nie gegen mich angetreten bist.«

»Ich baue darauf.«

Kapitel 1: Yara

Wenige Stunden zuvor

»Ich hoffe, er sieht wenigstens so gut aus, wie die Lieder ihn besingen.«

»Und da behaupten sie, du wärst oberflächlich, Kyrah«, meinte ich prustend, lehnte mich in dem roten Ohrensessel zurück und legte die Füße auf dem Frisiertisch ab.

»Ich bin lieber oberflächlich als unglücklich!«, beschwerte sich meine Schwester verärgert und reichte eine der gläsernen Saphirblumen über ihre Schulter, die unsere Zofe Shian ihr gerade ins Haar flocht. »Ach, ich wünschte, wir hätten seine Portraits nicht alle bei Kriegsbeginn verbrannt. Wenn ich schon ein Monster heiraten muss, dann doch wenigstens ein attraktives.«

Ich lachte laut. Nicht weil die Situation witzig gewesen wäre, sondern weil Kyrah trotzig die Lippen schürzte und aussah wie ein Kind, das einen Teller Kohlsuppe vorgesetzt bekam.

»Ich bin mir sicher, er ist kein ... kein Monster«, sagte Shian zögerlich und arbeitete mit flinken Fingern eine zweite Saphirblume in Kyrahs hellblauen Zopf. Sie war erst ein paar Monate bei uns am Hof, doch in unserem Alter, ehrlich, unfassbar geschickt und außerdem ... »Nun, außer vielleicht im Bett, aber das wäre zu begrüßen, oder?« ... völlig taktlos!

Kyrah kicherte, doch drückte gleichzeitig nervös mit der Zunge Beulen in ihre Wange. Sie war so gut darin, vor der Welt ihre wahren Gefühle zu verbergen, aber nie vor mir.

Sie war angespannt und aufgeregt. Kyrah bezeichnete es als Ehre und als Symbol des Friedens, den grausamen Anführer Katargas zu heiraten, doch ich wusste, wie sich eine lieblose Ehe anfühlte – auch wenn meine

erste wenigstens nur eine Nacht angedauert hatte. Doch König Jareth Katarga war jung, kaum älter als dreihundert Jahre, und womöglich der mächtigste Sturmherrscher der Geschichte unseres Kontinents Pentharos. Er würde nicht so leicht das Zeitliche segnen wie meine Ehemänner. Auch wenn ich nur den Tod des einen bereute.

Ich schluckte den altbekannten Kloß herunter, den jeder Gedanke an Sander in meinen Hals trieb.

Ich mochte nutzlose Dinge nicht. Dekorative Vasen. Floskeln. Trauer. Sehnsucht. Stumpfe Messer. Sie stahlen nichts als Platz, Zeit und Nerven. Also konzentrierte ich mich wieder auf meine Schwester – nun, Halbschwester, wie Kyrachs Vater, der König, gern immer wieder betonte. Dabei hatte er sehr wohl von meiner unvorteilhaften Existenz gewusst, als er darauf bestanden hatte, Mutter zu heiraten.

Als Shian zufrieden von der Frisierkommode zurücktrat, seufzte Kyrach und erhob sich langsam aus dem Stuhl. »Wie sehe ich aus?«, wollte sie wissen und drehte sich einmal im Kreis.

Das hellblaue Kleid passte zu ihrem langen Zopf, der bis zur Mitte ihres Rückens fiel, und schmiegte sich eng an jede ihrer Kurven. Ihr ovales Gesicht glänzte golden im Licht der Morgensonne, ihre Augen ein tiefes Grün, das mich immer an sorgenfreie Tage im Wald mit ihr erinnerte.

Sie war die Jüngere von uns beiden. Die Kleinere, Zierlichere. Die Schöner. Wenn Kinder in ganz Neradia eine Prinzessin malen sollten, malten sie sie und niemals mich.

Ich war unendlich froh darum.

Kyrach erregte mehr Aufmerksamkeit als ich und hatte somit deutlich weniger Freiheiten. Sie war die einzig wahre Tochter des Königs und durch und durch Regenbogenfae, ihre Kräfte nicht verschmutzt durch schwaches menschliches Blut. Jeder ihrer Fehler wurde direkt unter die Lupe genommen, während ich meine unter den Teppich kehren konnte.

Ich hatte zweimal heiraten müssen, einmal einen schlechten Mann und einmal einen guten. Doch Kyras hatte unser – ihr – Vater sich aufgehoben. Sie war für Größeres bestimmt. Egal, dass *Größeres* ein kalter Mörder war, der unser gesamtes Land bis vor Kurzem noch hatte auslöschen wollen.

Aus diesem Grund hatte ich meine Geheimnisse nicht mit König Cartiz geteilt. Aus diesem Grund wusste meine Mutter als Einzige, dass ich nützlich sein könnte – oder zerstörerisch in den falschen Händen.

Und die Hände meines Ziehvaters waren die falschen.

»Du bist wunderschön. Eines Königs würdig«, flüsterte ich traurig lächelnd.

Sie würde mir fehlen. Sie hatte der Ehe freiwillig zugestimmt – »Ich bin einundzwanzig, Yara! Ich habe keine Ausrede mehr, all die Angebote auszuschlagen! Und wenn ich mein Volk dadurch schützen kann?« – und freute sich darauf, mehr als die endlosen Wiesen unserer Heimat Neradia zu sehen. Doch das bedeutete nicht, dass sie glücklich war. Sie behauptete, sie tausche den einen Käfig nur gegen den anderen ... und der Gedanke, dass sie recht hatte, hielt mich nachts wach.

»Hinreißend«, bestätigte Shian. »Das gut aussehende Monster wird nicht wissen, wie ihm geschieht.«

Stöhnend legte Kyras den Kopf in den Nacken. »Ich weiß, du machst Scherze, aber ich wünschte, ich wüsste es. Ob er eigentlich eine gute Person ist. Ob er liebevoll ist. Ob er seine Ehefrau freundlich behandeln wird.« Sie zupfte nervös an ihrer Unterlippe. »Ich muss ihn nicht kennen, um ihn zu heiraten, aber steht es mir nicht zumindest zu, sicherzugehen, dass er sich mir gegenüber nicht gefühllos oder brutal verhalten wird?«

Automatisch ballte ich die Hände zu Fäusten. Ihr stand sehr viel mehr zu als das! Doch das sprach ich nicht laut aus. Es hatte keinen Zweck.

Trotz und Sturheit. Yara, welche menschliche Eigenschaften hat dein Vater dir da mit auf den Weg gegeben?, flüsterte der König in meinem Ohr.

»Ich meine«, fuhr Kyrach unbeirrt fort. »Das Sturmvolk zählt jetzt zu unseren Verbündeten, nicht wahr? Sie haben sich letztendlich zusammen mit uns gegen Ammos gestellt und die Sanddrachen besiegt. Sie gehören zu den Guten!«

Ich biss die Zähne aufeinander und starrte auf die kristallinen Fliesen, die das halbe Schloss schmückten. Sie wirkten weiß, doch wenn Sonnenlicht darauf fiel, schimmerten sie in allen Farben des Regenbogens. Ähnlich wie die Spitzen meiner schulterlangen silbrigen Haare. Ich hatte immer wieder versucht, sie abzuschneiden, um noch weniger aufzufallen, doch vergebens. Der Effekt blieb derselbe.

»Der Krieg hat mit uns allen Grausames angestellt«, fuhr Kyrach unbeirrt fort. »Und ich bin mir sicher, die Hälfte der Gerüchte über Jareth Katarga ist nicht wahr!«

Ich lächelte gezwungen. Bei den alten Göttern, Kyrachs Herz war zu groß. Wenn ein Feuer brannte, sah sie mit ihrer romantischen Ader die hübschen lodernden Flammen – und ich das Häufchen Asche, das zurückbleiben würde. Sie konnte mit Logik nicht allzu viel anfangen.

Denn selbst wenn nur die Hälfte der Mythen und Legenden über den König der Sturmlande stimmte, konnte selbst die fantasievollste Person ihn nicht als *gut* bezeichnen.

Blut haftete an ihm und seiner Geschichte wie tote Ehemänner an meiner. Sein Vater mochte zusammen mit dem König der Sanddrachen den Krieg gegen die Regenbogenfae und Eisengel begonnen haben – doch die Söhne der Könige waren es gewesen, die den Kampf angeführt hatten.

Der Drachen- und der Sturmprinz, ein Orkan aus Blitz und Feuer.

Der Drachen- und der Sturmprinz, Drache und ein Ungeheuer.

Das war der Text des Liedes, mit dem uns Mutter früher in den Schlaf gesungen hatte. Und nur weil dem heiligen Sturmprinzen vor fünf Jahren klar geworden war, was wir alle längst wussten – dass die Drachen hinterhältige Lügner waren, denen man nicht trauen konnte –, und er die Seiten gewechselt hatte, machte ihn das nicht zu einem Helden. Er mochte uns gerettet haben, aber ihm war es vor allem um seine eigene Haut gegangen.

Davor hatte er ganze Städte mit Wirbelstürmen niedergewalzt. Männer aufgrund eines falschen Wortes getötet. Frauen wegen eines falschen Blickes versklavt. Seinen Vater ermordet, als ihm der Titel *Prinz* nicht mehr genügt hatte. Er liebte sein Spiegelbild und seine Macht. Das war es, was die Barden über ihn sangen. Und sie konnten nicht alle falschliegen.

Also nein, König Jareth Katarga war definitiv nicht der Held aus einem der lächerlichen Liebesromane, die Kyrah so gern las.

»Du hast es so gut«, flüsterte sie gequält und warf mir einen sehnsüchtigen Blick zu. »Du könntest dich einfach unsichtbar machen und ihn belauschen!«

Mein Magen verkrampfte sich, und unruhig sah ich zur geschlossenen Tür. »Kyrah! Was, wenn dich jemand hört?«

Sie schnalzte mit der Zunge und strich ihr Kleid glatt. »Und wer soll das sein? Sie alle rennen herum und putzen und bereiten die Ankunft des Sturmprinzen vor. Shian weiß, dass du einfach wie aus dem Nichts verschwinden kannst, Yara«, meinte sie augenverdrehend. »Sie hat dich oft genug dabei beobachtet.«

»Es ist mittlerweile der Sturmkönig«, bemerkte Shian und neigte nachdenklich den Kopf. »Und vielleicht musst du dich nicht unsichtbar machen können, um etwas über ihn zu erfahren, Kyrah.«

Hoffnung schimmerte in den Augen meiner Schwester, als sie sich zur Zofe umwandte. »Was meinst du?«

»Nun, ich soll in wenigen Minuten Katargas Diener unten willkommen heißen. Er will prüfen, ob alles zu Katargas Zufriedenheit vorbereitet ist, und vermutlich wird er sich auch die Gärten und die Mauer anschauen, um die Sicherheit seines Herren zu gewährleisten. Aber er weiß nicht, wie ich aussehe.« Sie lächelte verschwörerisch und strich ihre rot glänzenden Haare hinter die Ohren. »Du könntest an meiner Stelle gehen.«

Kyrah weitete die Augen und öffnete den Mund, doch dann zog sie abrupt die Schultern höher. »Oh, nein. Ich kann nicht.« Sie schüttelte sich. »Du weißt doch, was für eine schreckliche Lügnerin ich bin, Shian! Ich ...« Sie verstummte und schaute zu mir. »Du hingegen, Yara, bist eine ausgezeichnete Lügnerin!«

»Vielen Dank auch«, erwiderte ich, gleichwohl ich mir die Worte nicht allzu sehr zu Herzen nahm. Größtenteils, weil sie der Wahrheit entsprachen. Ich log besser, als ich kletterte und trank. Und ich war verdammt talentiert im Klettern und Trinken!

»Ich meine es ernst!« Erleichterung flutete Kyrahs Gesicht. »Du kennst mich besser als jede andere, Yara. Du bist gut darin, andere zu täuschen, immerhin denkt das ganze Land, dass du keinerlei Fähigkeiten besitzt und freundlich und unscheinbar bist. Außerdem: Du trägst ohnehin praktisch die Kleidung eines Dienstmädchens.« Sie deutete auf meine dunkelgrüne Hose und mein schlichtes violettes Hemd.

»Ich bin sehr wohl unscheinbar!«, verteidigte ich mich.

Shian grinste. »Merkst du, wie sie dir nicht bei *freundlich* widerspricht?«

Verärgert knuffte ich unsere Zofe in die Seite. »Ich kann freundlich sein, wenn ich will.«

»Du willst nur meistens nicht«, ergänzte Kyrah grinsend.

Nun, nein. Wie gesagt, als ältere, nicht ganz so hübsche, nicht ganz so königliche, noch dazu halbmenschliche Schwester konnte ich mir mehr herausnehmen.

»Komm schon, Yara«, flehte sie. »Du wüsstest, welche Fragen du Katargas Dienstboten stellen musst, um sicherzugehen, dass ich in gute Hände komme. Er wird dir ehrlich antworten, weil niemand dich jemals als Gefahr ansieht. Und es sagt eine Menge über einen Herrscher aus, wie er sein Gefolge behandelt! Ist das nicht, was Mutter immer predigt? Fühl ihm auf dem Zahn, finde heraus, ob Katarga ein mörderischer Bastard oder ein höflicher Bastard ist, und dann erstatte mir Bericht.«

Ich kniff die Lider zusammen und seufzte schwer.

»Oh, danke!«, deutete Kyrah mein Zögern sofort richtig und warf im nächsten Moment die Arme um mich. »Das beruhigt mich ungemein.«

Widerwillig tätschelte ich ihren Rücken. »Ich weiß nicht, ob ich überhaupt etwas erfahre«, warnte ich sie.

»Aber bei dir ist die Chance größer als bei jedem anderen«, versicherte sie mir. »Jeder, der Shian ansieht, wird kurzatmig und verschluckt seine Zunge. Dir vertrauen alle direkt.«

Ja, als Prinzessin selbst unscheinbarer als die eigene Zofe zu sein, hatte seine Vorteile.

»Warte.« Shian hob die Hand. »Ich hole dir eine passende Bediensteten-Jacke.« Im nächsten Moment fegte sie aus der Tür.

Ich sah ihr nach und zog die Ärmel meines Hemdes über die Hände. Gut, dass sie mitdachte, ihre wäre mir viel zu eng. Shian war so klein und zierlich, dass Kyrah immer scherzte, sie wolle sie sich am liebsten als Puppe auf den Kaminsims stellen. Während ich ... nichts von beidem war.

Kyrah postierte sich auf ein Neues vor dem Spiegel und drehte sich zu den Seiten. »Sehe ich wirklich gut aus?«

»Du siehst immer gut aus, Kyras«, erinnerte ich sie lächelnd. »Und das kommt aus meinem Mund, der Person, die nachweislich nicht freundlich ist.«

Sie lachte, doch es hörte sich etwas zu hoch an.

»Es ist in Ordnung, nervös zu sein«, sagte ich sanft und trat an ihre Seite. »Heute ist ein großer Tag.«

Sie nickte steif. »Der Tag sorgt mich nicht. Ich mag Hochzeiten. Diesmal ist es eben nur meine eigene. Es ist das Leben danach, das ...« Sie brach ab und knetete ihre Daumen, bevor sie über den Spiegel meinem Blick begegnete. »Du kommst mich besuchen, oder?«

»Ständig!«, versprach ich ernst und drückte ihre Hände.

Erleichtert atmete sie aus. »Es ist schön, endlich etwas für mein Land tun zu können, aber ... ich habe immer gehofft, davor vielleicht auch etwas für mich tun zu können, weißt du?« Sie betrachtete ihre manikürten Nägel, neben denen meine noch dreckiger aussahen. Kyras lachte leise, als sie den Schmutz bemerkte. »Du tust andauernd was für dich selbst! Heute Morgen zum Beispiel hast du anscheinend schon wieder den ganzen Garten umgegraben oder aber zumindest einen Baum erklettert?«

»Beides«, gab ich zu.

Sie verdrehte die Augen.

»Der Gärtner ist nutzlos!«, beschwerte ich mich. »Er weiß nicht, was er tut. Ohne meine Hilfe hätte er schon alle Blumen umgebracht. Und ich musste auf den Baum klettern, um nach der Kutsche deines Angetrauten Ausschau zu halten, damit ich dich rechtzeitig warnen konnte.«

»Dafür, dass du eine solche Aversion gegen Nutzloses besitzt, liebst du Blumen im Übermaß.«

Blumen waren nicht nutzlos. Sie waren ein Meer aus Farben, in das ich meine Finger tunken konnte, sollte es jemals nötig sein. Sie bildeten

den Schutzwall, den ich um unser Schloss errichtet hatte. Aber Kyräh würde es nicht verstehen, und so gern ich es ihr auch erklärt hätte, sie war ebenso furchtbar im Lügen wie darin, Geheimnisse zu bewahren.

»Du weißt, was dir Spaß macht und was du willst«, fuhr Kyräh fort.
»Darum habe ich dich immer beneidet.«

»Du kannst herausfinden, was dir Spaß macht und was du willst«, erinnerte ich sie. »Dein Ehemann ist bestimmt viel unterwegs, du kannst dein Leben in Katarga so gestalten, wie du möchtest.«

»Innerhalb dicker Mauern, meinst du«, sagte sie bitter. »Ich kann Farben manipulieren und Blau vielleicht besser nutzen als jede andere Fae, Yara – aber du kannst einfach verschwinden, sodass niemand dich sieht! Du kannst täglich das Schloss verlassen und die Stadt erkunden. Ich kann das nicht. Jeder erkennt mich, jeder belagert mich. Jeder will mir was Gutes oder Böses. Denkst du, das ändert sich in Katarga? Denkst du, das Leben einer Königin ist nicht noch viel gefährlicher als das einer Prinzessin?«

Die Wahrheit ihrer Worte lastete schwer auf meinem Herzen. Ich konnte ihr nicht widersprechen, also schlang ich stattdessen fest die Arme um sie.

Sie drückte mich an sich, und eine Weile blieben wir einfach nur eng umschlungen stehen, während ich tief ihren vertraut-süßlichen Geruch nach Schminkepuder und Kamille einatmete. Dieser Tag fühlte sich so endgültig an.

Endgültiger als jede meiner Hochzeiten.

Kapitel 2: Yara

Neradia mochte die Heimat der Regenbogenfae sein, doch unser Land leuchtete vor allem grün, und ich sorgte mit eigenen Händen dafür, dass es unser Anwesen auch tat.

Ich hatte dem Gärtner verboten, das Moos von den Marmorstatuen der drei Brunnen in unserer Zufahrt zu schneiden. Dazu rankten sich so viele Efeupflanzen um unser Schloss wie Geheimnisse und Gerüchte um Jareth Katarga. Selbst die Jacken unserer Bediensteten waren grün.

Der Stoff lag seltsam steif an meinen Schultern an, als ich unruhig vor dem Schlossportal auf und ab ging und auf Katargas Diener wartete, der vor fünf Minuten hätte eintreffen sollen. Ich stopfte ein letztes Mal meine regenbogenfarbenen Haarspitzen, die mich zu leicht verraten hätten, in den Kragen der Uniform. Dabei huschte mein Blick die bewachsenen Schlosswände zu dem Salon hoch, in dem mein Ziehvater den Sturmkönig in einer Stunde empfangen würde. Meine Mutter bellte den Bediensteten sicherlich bereits seit dem Morgengrauen Anweisungen zu und forderte mit jedem Atemzug Perfektion, während ihr Mann noch im Bett lag.

Ich hoffte inständig, dass keiner der beiden nun noch einen beruhigenden Spaziergang durch unsere Gärten unternehmen würde. Meine Mutter hielt nicht viel von meinen ständigen Ausflügen in die Stadt, meinen Regelbrüchen und den Freiheiten, die ich mir nahm. »Du forderst damit jedes Mal deinen Tod heraus, Yara!«, pflegte sie besorgt zu sagen. »Je weniger die Menschen und Fae dich sehen, je weniger sie über dich herausfinden, desto besser! Schlimm genug, dass sie allesamt wissen, dass dein Blut nicht rein ist.«

Hufgetrappel riss mich aus den Gedanken, und Staub wirbelte auf. Ich legte mir die Hand vor den Mund, um nicht zu husten, während eine hellgraue Stute unser goldenes Tor passierte. Es stand immer offen und

heuchelte Gastfreundschaft, auch wenn hundert Meter davor die Schwerter einer Legion an Wachen in der Sonne glänzten. Ein großer schwarzer Schemen glitt vom Rücken des Pferdes, noch bevor es zum Stillstand kam. Als habe er Angst, sein Herrscher könne ihn trödeln sehen.

»Entschuldigt die Verspätung«, sagte er dunkel und verneigte sich vor mir, bevor er sich wieder aufrichtete, lächelte ...

Mein Mund trocknete aus, und ich vergaß zu atmen.

Männliche Regenbogenfae waren bekannt für ihre makellose Schönheit. Doch Makellosigkeit verlor mit der Zeit an Charme, und Schönheit war nicht immer attraktiv.

Doch der Diener war kein Fae. Er erinnerte mich an rohen Obsidian, der niemals geschliffen werden durfte. Denn all seine Ecken und Kanten machten seinen Reiz aus. Von seinen Unterarmen, die unter seinem hochgekrempeelten Hemd hervorlugten, bis zu dem engen Kragen an seinem kräftigen Hals, das Schwarz des Stoffs dieselbe Farbe wie die dunklen Stoppeln an seinem prägnanten Kiefer. Seine Nase war schmal, ebenso wie seine Lippen, und seine Wangenknochen könnten Glas schneiden. Meine Mutter hätte ihn allerdings gezwungen, die schwarzen, windzerzausten Haare zu schneiden, bevor er bei uns arbeitete. Sie waren so lang, dass sie ihm in die Augen hingen.

Ich betrachtete ihn langsam und begriff, dass Jareth Katarga keinen Diener geschickt hatte. Nein. Vor mir stand ein Soldat.

Ich war groß, doch der Mann überragte mich. Seine Muskeln stammten sicherlich nicht vom Wasserbringen und Taschentragen. Sie waren gestählt vom Kampf.

Katarga traute uns offenbar nicht. Klug.

Mein Gegenüber hätte bedrohlich oder einschüchternd, sein Gesicht brutal wirken sollen – wären da nicht seine Augen. Ihr Farbton das hellste Grau, das sein Lächeln fast blau färbte.

»Hallo.« Ich ignorierte die Hitze, die in meine Wangen schoss, und deutete ebenfalls einen Knicks an. »Die Verspätung macht nichts. Ich warte erst ein paar Minuten.«

Der Bote nickte und betrachtete mich flüchtig. Sein Blick tastete mein Gesicht, die Jacke über meinen Schultern und meine dreckigen Schuhe ab, für die Kyrah bestraft worden wäre. »Du bist ...?«

»Oh, entschuldige. Ich bin Shian«, log ich. »Ich bin die Zofe der beiden Prinzessinnen und soll dich herumführen, damit du sichergehen kannst, dass alles vor der Ankunft König Katargas zu seiner Zufriedenheit ist.«

»Richtig.« Sein Lächeln wurde breiter, sodass ein Grübchen in seiner Wange erschien. »Ich vergaß deinen Namen. Danke, dass du dir die Zeit nimmst.«

»Gern. Willst du zuerst das Schlafgemach von ...«

»Oh, der König wird die Nacht nicht hier verbringen«, unterbrach er mich. »Er wird nach der Hochzeit sofort abreisen.«

Meine Kehle schnürte sich enger. Ich würde Kyrah noch heute Abend verlieren?

»Ich denke, wir können uns das Innere des Schlosses sparen«, fuhr er fort und nickte zu den steinernen Zinnen hinter mir, auch wenn sein Blick niemals mein Gesicht verließ. »Ich habe klare Anweisungen bekommen, mir vor allem die Gärten sowie mögliche Sicherheitslücken anzusehen. König Katarga hat einige Feinde, die nicht mit einem Friedensbund zwischen dem Sturmvolk und den Regenbogenfae einverstanden sind.«

»Natürlich.« Meine Mutter sprach seit Wochen hysterisch davon, dass wir mit dieser Hochzeit den Zorn der Sanddrachen auf uns zögen, die nur auf einen Grund warteten, unser Königshaus in Glut und Asche zu zerlegen. »Aber ich verspreche dir, es wurden etliche

Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Seine Majestät kann unseren Wachen vertrauen.«

Der Soldat oder Diener, was auch immer, strich sacht über den Hals seiner Stute und senkte den Kopf, als wolle er sein breiter werdendes Lächeln verbergen. »Vertrauen ist keine seiner Stärken.«

»Nein?«, fragte ich und versuchte, nicht allzu neugierig zu klingen. »Kennst du Seine Majestät denn gut?«

Der Diener dachte einige Sekunden darüber nach, schließlich murmelte er: »Es gibt wohl nur vier Personen, die sich anmaßen würden, zu behaupten, ihn gut zu kennen. Ich gehöre nicht dazu, aber ich weiß genug.«

»Vier Personen?«, sagte ich überrascht. »Das ist eine hohe Zahl.«

»Findest du?« Er neigte interessiert den Kopf.

»Ja.« Bei mir wären es zwei. Ich räusperte mich und wandte den Blick ab. »Sollen wir?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, lief ich ihm voran, tiefer in unseren Garten hinein. Der Frühling hatte ihn bunt gemalt. Ein Baldachin pinker Rosen überwucherte den himmelfarbenen Pavillon, in dem Kyras und ich als Kinder in den Aufgaben und Benimmregeln einer Prinzessin unterrichtet worden waren. Orangerote Feuerdisteln säumten den Weg, der tiefer in den Garten, zur umliegenden Mauer und zu dem See führte, in dem Kyras einmal beinahe ertrunken wäre. Ich hatte ihr glaubwürdig versichert, dass sie Schwimmen nicht lernen müsse, ihr Körper wisse von selbst, was zu tun sei. Sie war beinahe gestorben, hatte allerdings nebenbei herausgefunden, dass es ihr leichtfiel, die Farbe Blau ihrem Willen zu beugen – während ich eine Woche lang ohne Abendessen hatte zu Bett gehen müssen.

Die Farben strahlten um die Wette, die Luft knisterte, und ich wusste, was kommen würde.

Benutze uns. Du brauchst uns. Du willst uns.

Violette Blüten segelten von den riesigen Federbäumen, die ihre knorrigen Äste über uns ausstreckten, und purpurfarbene Schlingpflanzen kletterten wie ich noch heute Morgen seinen Stamm hinauf.

Yara, befreie uns ... nutze uns ...

Ich liebte jede einzelne Farbe, liebte die Wärme, die sie mir schenkten, die Sicherheit, die sie mir gaben ... doch hasste ihr ständiges Flüstern. Ich hasste ihr Drängen, dass ich sie doch endlich nutzen sollte, und ihre Erinnerung daran, dass ich mich zwar unsichtbar machen, aber doch niemals verstecken konnte. Doch ich war das Kribbeln gewöhnt und hatte die Kontrolle darüber vor langer Zeit erlernt. Mein letzter Ausrutscher lag Ewigkeiten zurück, auch wenn ich Mutter nur ins Gesicht sehen musste, um mich daran zu erinnern.

Ich ignorierte die Farben und betrachtete stattdessen den Diener, der aufmerksam die Grenzmauer studierte. Gelbe, runde Sternlocken mit goldenen Blättern überwucherten die Steine – meine Lieblingsblumen. Katargas Soldat hob sich davon ab wie eine Gewitterwolke an einem azurblauen Himmel.

»Du starrst«, informierte er mich. »Hast du noch nie einen Bewohner Katargas gesehen? Bis auf unsere Ohren unterscheiden wir uns nicht wirklich.«

Automatisch schaute ich zu seinen runden Ohren, die mir unter seinem dunklen Schopf nicht einmal aufgefallen waren, und in meinem Bauch stieg ein Schwarm nervöser Libellen auf. »Entschuldigung«, sagte ich hastig und zog die Hände in die Ärmel. »Es ist nur ...« Er kannte den König offenbar persönlich. Er würde meine Fragen beantworten können. Ich wusste bloß nicht, wie ich sie unbemerkt stellen sollte! Vorsichtig räusperte ich mich. »Nun: Dafür, dass du für die Sicherheit deines Königs sorgen sollst, bist du gekleidet wie eine Zielscheibe.«

»Wie bitte?« Er zog die dunklen Brauen zusammen und musterte mich verwirrt.

»Niemand in Neradia würde jemals auf die Idee kommen, sich schwarz zu kleiden«, informierte ich ihn amüsiert. »Zwingt der König alle Bediensteten, diese grässliche Nicht-Farbe zu tragen, oder ist das deine schlecht getroffene private Entscheidung?«

Einige Sekunden lang starrte der Mann mich mit leicht geöffneten Lippen an, dann lachte er leise.

Die Töne glitten wie kühle Fingerkuppen meinen Rücken hinab und brachten mich ebenfalls zum Lächeln. »Was denn, hat noch nie jemand deinen Kleidungsstil kritisiert?«, wollte ich unschuldig wissen.

»Ich schätze, es hat sich noch nie jemand getraut«, erwiderte er ruhig und kratzte sich langsam den Nacken, sodass sich der Stoff des grässlichen Hemdes über seinen Bizeps spannte. »Aber nein. Die Entscheidung lag gänzlich bei mir.«

»Das beruhigt mich«, sagte ich gespielt erleichtert. »Sonst hätte ich womöglich noch geglaubt, dass der König so grausam ist, wie es in all den Liedern heißt.«

Der Bote lächelte noch immer, doch leider antwortete er nicht auf meine implizierte Frage. Stattdessen schaute er über meine Schulter zu der kleinen Kapelle, in der Kyrah in wenigen Stunden *Ja, ich will* sagen würde. Zig Arbeiter wuselten um den Eingang herum, schmückten ihn und trugen weitere Stühle herbei.

»Sind alle hier Fae?«, wollte der Diener wissen.

»Nein.« Ich lachte. »Nein, es gibt nicht mehr genug reinblütige Regenbogenfae. In Neradia arbeiten und leben sehr viele Menschen. Mein Vater war selbst ein Mensch. Sie fühlen sich hier wohl.«

»Sie fühlen sich wohl, obwohl Pagasia euer engster Verbündeter ist und die Eisengel dafür berüchtigt sind, Menschen noch immer wie Dreck zu behandeln?«

Ich verengte die Augen und verschränkte defensiv die Arme vor dem Körper. »Manchmal kann man sich Verbündete nicht aussuchen«, flüsterte ich scharf. »Ist diese Hochzeit zwischen der Prinzessin und deinem König nicht der beste Beweis dafür? Wir heißen jeden Menschen willkommen. Wie gesagt, ich bin zur Hälfte Mensch und fühle mich hier sicher. Unser Klima ist sehr viel freundlicher als das der Sandlande in Ammos. Außerdem verwandeln wir uns nicht in hungrige Drachen und vergessen niemals, dass Menschen nicht feuerfest sind. Das wissen sie wohl zu schätzen.«

Der Diener gab ein tonloses Lachen von sich. »Ja, Menschen geben sich sehr leicht zufrieden. Keine Drachen und keine Eisengel als Nachbarn, das genügt ihnen.«

Also war er kein Mensch. Das erklärte zumindest das Knistern, das von ihm auszugehen schien. Definitiv ein Soldat. Soweit ich wusste, wurden die meisten Sturmherrscher und Sturmherrscherinnen in die Armee berufen.

»Warum wunderst du dich, dass wir friedlich mit den Menschen zusammenleben? Es ist allseits bekannt.« Ich war mir sicher, dass sein König das wusste. Immerhin war das Einzige, was Katarga je richtig gemacht hatte, sein Umgang mit den Menschen. Die Sturmlande waren laut den Geschichtsbüchern ebenfalls von Abertausenden bevölkert.

»Ich gebe wenig auf Dinge, die *allseits bekannt* sind«, erwiderte er leichthin, den Blick noch immer konzentriert auf die Kapelle gerichtet. »In den letzten dreißig Jahren hat sich eine Menge geändert, es hat mich nur interessiert.«

»Verstehe«, murmelte ich und folgte seinem Blick. Seine Aufmerksamkeit galt den Fae, ging mir auf. Die nicht-menschlichen Bediensteten, die allein durch ihre Berührung die Blüten der am Kapelleneingang hängenden Kränze hellblau färbten. Vermutlich, damit sie zu Kyrachs Haaren passten.

»Ich war noch nie allzu lang in Neradia«, meinte der Soldat. »Aber mich haben die Fähigkeiten der Regenbogenfae schon immer fasziniert. Dass sie allen Farben die Kraft entziehen können, um ihre eigene Macht zu vergrößern.«

»Nicht allen«, fühlte ich mich gezwungen, zu widersprechen. »Die meisten Fae haben nur Zugang zu einer bestimmten Farbe. Und ihre Macht ist nicht für immer vergrößert. Nur für einen Moment.« Auch wenn besonders starke Fae ihre Farbe kontrollieren konnten. Kyras hatte das blaue Wasser des Sees mit einem bloßen Gedanken von sich schieben können und war nur deswegen nicht ertrunken. Mein Vater konnte mit dem Orange einer Distel Feuer legen. Meine Mutter trug stets eine rosarote Schleife in ihrem Haar, um wenn nötig ihren Teint aufzufrischen oder nach meinen Klettereskapeden die Schürfwunden an meinen Händen zu heilen. Die Kräfte funktionierten nicht mit jedem Gegenstand, nicht mit jeder Energie, nicht mit jeder Schattierung einer Farbe. Es war ein ständiger Lernprozess und bot eine Menge Raum für schreckliche Fehler. Die meisten Fae begnügten sich deshalb damit, ein wenig Energie aus ihrer Farbe zu gewinnen oder sich mit ihr das Dekorieren ihrer Häuser zu erleichtern.

»Was ist mit dir?«, fragte der Bote und schaute mich mit gehobenen Brauen an. »Was ist deine Farbe?«

Ich hielt das Lächeln auf meinem Gesicht und schaffte es trotz der Faust, die sich um mein Zwerchfell klammerte, unbeschwert zu sagen: »Ich? Mein Blut ist wohl zu verwässert. Ich habe keine außergewöhnlichen Fähigkeiten. Wie gut, dass ich als Zofe keine brauche.«

Die Lippen von Katargas Diener – der mir seinen Namen nicht verraten hatte, wie mir jetzt auffiel! – kräuselten sich, doch er nickte und lief weiter. Mit den großen Händen strich er über die kahlen Flecken der Mauer, die Stadt und Schloss trennte, als suche er nach

spröden Stellen. Schließlich hielt er inne, als er an der Ruine ankam, unter der alle Könige und Königinnen Neradias der letzten viertausend Jahre begraben lagen. Wir lebten lang, es waren nicht allzu viele.

Das Gebäude war das Einzige in ganz Arcis, Neradias Hauptstadt, das im Krieg zerstört worden war. Das zumindest behauptete meine Mutter, auch wenn ich die Wahrheit kannte.

Die Streitkräfte waren nie hierher vorgedrungen. Die größten Teile des Krieges hatten ohnehin in Pagasia stattgefunden, die Eisengel waren bessere und stärkere Kämpfer als die Regenbogenfae – wären sie gefallen, wären auch wir es. So hätten sich der Sturm- und der Drachenkönig einiges an Arbeit erspart. Es hatte trotzdem gereicht, um die Fae beinahe auszulöschen. Wir hatten eine Menge starke Krieger im Kampf verloren, und weil wir uns zu viel mit den Menschen vermischten, wurden wir stetig schwächer. Mich störte es nicht, doch mein Ziehvater hatte Alpträume deswegen und sah täglich unsere Macht schwinden. Vielleicht hatte er aus dem Grund so leichtfertig einer Heirat zwischen Katarga und Kyrah zugesagt. Katarga besaß die Macht, die uns fehlte.

»Ist das ein Stammbaum der Königsfamilien?«, fragte der Diener fasziniert und tauchte zwischen den zwei verbleibenden Steinsäulen in die Ruine hinein, von der bloß noch eine letzte Wand stand.

Ich folgte ihm und betrachtete die Malerei, über die er sprach. Es waren in der Tat einmal die Stammbäume der Herrscher der fünf Länder Pentharos' gewesen. Doch die Blutlinie der Drachen, Eisengel und Luna waren mit den restlichen drei Wänden weggesprengt worden. Nur die Sturmherrscher und Regenbogenfae waren übrig geblieben.

Meines und Kyrahs Bild befand sich ganz unten an der Wand. Zum Glück waren wir als Kinder gemalt worden, denn Katargas Diener starrte mein Portrait an. Mein junges Ich lächelte breit, auch wenn der Ausdruck der künstlerischen Freiheit des Malers entsprungen sein

musste. Ich hatte es ziemlich sicher überhaupt nicht witzig gefunden, für so lange Zeit stillsitzen zu müssen.

»Warum ist Prinzessin Yara die Einzige, die von Blumen umrankt wird?«, wollte er wissen.

Ich biss mir von innen auf die Wangen, um nicht zu lächeln. Ich liebte die gelben Farbflecken um mein Gesicht, die ich selbst dort vor einem Jahrzehnt hinzugefügt hatte. »Das sind Sternglocken. Es sind ... ihre Lieblingsblumen«, erklärte ich. »Sie wollte die langweiligen Stammbäume verschönern und hat mit ihrem Portrait begonnen, doch eine Dienstmagd hat sie erwischt, bevor sie das Kunstwerk beenden konnte.«

»Sie ist keine besonders talentierte Künstlerin«, sagte der Diener unbeeindruckt. »Und sie hat sich die langweiligste aller Blumen ausgesucht.«

Verärgert öffnete ich den Mund – erinnerte mich aber gerade noch rechtzeitig daran, dass ich in diesem Moment Shian, nicht Yara war.

»Die Sternglocke ist nicht langweilig«, meinte ich fest, denn der Diener konnte gern schlecht über mich reden – obwohl meine Pinselarbeit wundervoll war! –, aber sicherlich nicht über die beste Blume überhaupt. »Sie ist hübsch und resilient. Sie kann sich durch den schmalsten Spalt kämpfen und in der trockensten Wüste überleben. Und wenn man ihre Blüte pflückt, wächst sie einfach nach.«

Mit gehobenen Brauen betrachtete der Diener mich. »Du empfindest sehr stark für eine Pflanze.«

Oh, er hatte ja keine Ahnung. Ich empfand insgesamt zu stark. Laut König Cartiz war das mein größter menschlicher Charakterfehler.

»Pflanzen sind auch Lebewesen«, antwortete ich pikiert. »Und interessierst du dich nicht viel mehr für die Portraits deiner alten und neuen Könige?« Ich deutete auf die beiden großen Brandflecken an der Mauer, die einst ihre Gesichter gezeigt hatten.

»Nun, die Bildnisse sind sehr akkurat.«

Ich musste lachen. »Es sind meine persönlichen Lieblingsportraits.«

»König Cartiz wird Katarga neu malen lassen müssen, jetzt da er in seine Familie einheiratet«, bemerkte der Diener amüsiert. »Das wird ihn maßlos ärgern.«

»Er beschwert sich seit Wochen darüber«, erwiderte ich ehrlich.

Der Diener lachte heiser. »Lass mich raten: Er hat sämtliche Portraits des Sturmkönigs und Sturmprinzen verbrannt, sobald der Krieg begann?«

Ich presste die Lippen zusammen und erwiderte nichts. Ich war noch ein Kleinkind gewesen, doch ich erinnerte mich an das prächtige Lagerfeuer.

»Ja, Cartiz hat schon immer gern mit dem Feuer gespielt«, murmelte er abwesend. Intensiv studierte er das Portrait der letzten Sturmkönigin, die bei der Geburt ihrer Tochter gestorben war. »Sag mir, Shian: Sitzt der Hass auf das Sturmvolk noch immer so tief?«

»Nach zwei unendlich langen Jahren Frieden, meinst du?«, erwiderte ich ironisch. »Ja. Ich denke, die Fae werden etwas länger brauchen, um neue Sympathie zu entwickeln.«

»Obwohl das Sturmvolk die letzten Kriegsjahre für und nicht mehr gegen sie gekämpft hat? Obwohl sie ohne die Unterstützung Katargas in die Hände der Drachen gefallen wären?«

Ein lautes Schnauben entglitt mir, und überrascht wandte der Diener sich um.

»Du hast eine starke Meinung zu dem Thema?«, folgerte er, und das Grau seiner Augen flackerte dunkel.

Ich biss mir auf die Lippe. Mir war es gestern von meinen Eltern verboten worden, mit irgendeinem Abgesandten Katargas eine Diskussion loszutreten – was ich persönlich sehr schade fand, denn im

Streit blühte ich erst so richtig auf! Dennoch antwortete ich schlicht:
»Mir steht es nicht zu, mich dazu zu äußern.«

»Welch eine feige Antwort«, sagte er, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ich biss die Zähne aufeinander, rang mit meinem Drang, zu sprechen, und dem Wunsch, ihn nicht vor den Kopf zu stoßen, damit er mir Weiteres zu seinem Herrscher erzählte. Doch so gut ich meine Kräfte auch unter Verschluss halten konnte, meine Zunge hatte ich fast nie unter Kontrolle.

»Nun, mit Feigheit kennt sich das Sturmvolk wohl aus.« Ich reckte das Kinn. »Denn die ist der einzige Grund, aus dem ihr die Seiten gewechselt habt. Euer werter König hat sein Vertrauen in den Falschen gesetzt, die Sanddrachen unterschätzt, und erst als er merkte, dass sie sein Land ebenso niederbrennen würden wie den Rest, entschied er sich dazu, gegen sie und nicht mehr mit ihnen zu arbeiten. Du stellst es so dar, als hätte er die Fae aus der Güte seines Herzens heraus beschützt – dabei wollte er nur seine eigene Haut retten. Es war eine leichte Entscheidung. Er tat das Richtige, weil es einfach war und er davon profitierte. Nicht weil er es wollte. Und dafür kann ich niemandem danken, ihn bewundern oder gar respektieren.«

Mein Gegenüber musterte mich. Er sah nicht wütend aus, nur nüchtern. »Sind das Wie und Warum nicht egal, solange das Ergebnis dasselbe ist?«

»Nein!« Ungläubig schüttelte ich den Kopf. »Natürlich nicht! Der Weg, den sie nimmt, sagt sehr viel mehr über eine Person aus als ihr Ziel.«

»Wenn du wirklich so denkst, wirst du deine Ziele niemals erreichen«, flüsterte der Diener bitter.

»Manche haben nicht das Privileg, sich eigene Ziele zu setzen.«

»Und manche haben nicht das Privileg, sich mit Moral und unrealistischem Idealismus zu beschäftigen.«

»Das ist nicht wahr. Jeder kann entscheiden, ob er das Richtige oder Falsche tun will!«

»Richtig und Falsch liegen immer im Auge des Betrachters und haben somit keine finale Gültigkeit.«

Ich lachte freudlos. »Das reden sich nur die Leute ein, die wissen, dass ihre Taten falsch sind.«

»Ist das so?«, fragte er scharf. »Hast du in einem Krieg gekämpft? Standest du schon einmal auf einem Schlachtfeld, auf dem die Krieger mit so viel Blut und Schlamm bespritzt waren, dass du Freund nicht mehr von Feind unterscheiden konntest? Was ist dann *richtig*? Kämpfst du, kämpfst du nicht? Stirbst du lieber, als den Falschen zu töten? Setzt du dich zwischen die Leichen und nutzt die Gunst der Stunde, um über Moral und den richtigen Weg nachzudenken?«

Ich grub die Nägel in den weichen Stoff meiner Hose. »Du hättest erst gar nicht kämpfen müssen, wenn dein König den Krieg nicht begonnen hätte«, flüsterte ich. »Wenn der Sturmprinz ihn nicht so gekonnt vorangetrieben hätte. Wenn ... die Lieder und Geschichten denn wahr sind?«

Mein Gegenüber lachte freudlos. »Frag endlich deine Fragen«, stieß er ungeduldig aus. »Der *Verlobten* reichen die Gerüchte um Jareth Katarga offensichtlich nicht, um sich ein Bild zu machen.«

Hitze kroch meinen Hals hinauf, denn ich war offenbar nicht so subtil gewesen wie gedacht. Doch ich weigerte mich, mich deswegen schlecht zu fühlen. »Ist es so verwunderlich, dass Prinzessin Kyrarah wissen möchte, ob ein Mann, der seinen eigenen Vater getötet hat, wohl davor zurückschreckt, seine Frau umzubringen, sollte sie ihn stören?«

»Wie sollte Katarga Frieden mit den Regenbogenfae schließen, wenn er bei der erstbesten Möglichkeit ihre Prinzessin umbringt?«, erwiderte er hart. Seine Augen schimmerten nicht mehr hell-, sondern dunkelgrau.

»Das will er also? Frieden? Er hat nicht vor, sie grausam zu behandeln?«

Zynisch hob er einen Mundwinkel. »Grausamkeit liegt wohl ebenfalls im Auge des Betrachters. Dieses Gespräch zum Beispiel könnte als *grausam* betrachtet werden, obwohl du daran Freude zu finden scheinst.«

»Du beantwortest meine Frage nicht«, beharrte ich stur.

Langsam lehnte er sich vor. »Dumme Fragen bedürfen dummer Antworten«, flüsterte er gefährlich leise. »Der König ist grausam, wenn es danach verlangt. Er bestraft, wenn es vonnöten ist. Viele würden behaupten, dass es ihm an Geduld mangelt, aber meiner persönlichen Meinung nach sollte man ihm öfter einmal für seine herausragende Selbstkontrolle Anerkennung zollen. Er zeigt mit dieser Hochzeit seinen guten Willen, weiter mit den Regenbogenfae an einem Strang zu ziehen. Er wird schwören, seine Braut zu schützen – und er ist ein Mann seines Wortes. Er wird sie nicht einmal grob anfassen, solange sie nicht ausdrücklich danach verlangt. Ist es das, was du wissen wolltest?«

Ich streckte meine angespannten Schultern durch und sog die Wangen ein. »Nun, das wird meine Herrin vielleicht ein wenig beruhigen.«

»Deine Herrin?«, fragte er verächtlich und trat abrupt einen Schritt zurück, die Arme hinter dem Rücken verschränkt. »Deine schauspielerische Leistung ist ebenso miserabel wie dein Talent, Blumen zu malen, *Prinzessin*.«

Seile zurrten sich um meine Lunge, und schockiert weitete ich die Augen. Er wusste ... wie konnte er ...

»Ich habe genug gesehen und gehört, Vez«, sagte er laut. Ein eisiger Luftstoß erfasste meine Haare, und im nächsten Moment landete ein weißer, glitzernder Schemen mit einem dumpfen Aufprall direkt neben ihm.

Ich machte erschrocken einen Satz nach hinten und kniff wegen der plötzlichen schieren Helligkeit, die der Neuankömmling ausstrahlte, die Augen zusammen.

Ich hatte in meinem Leben schon einige Eisengel gesehen, aber noch nie einen, der auf Anweisung eines Sturmherrschers hin erschien. Ganz Pagasia hasste das Sturmvolk. Eisengel und Sturmvolk mischten sich nicht untereinander.

Doch der Mann, dessen schneeweiße Flügel mit den Federn aus Eiskristallen so groß waren, dass sie kaum Platz in der Ruine fanden, war offensichtlich nur mir ein Fremder.

»Du hast dir Zeit gelassen«, bemerkte er, zog die Flügel an und faltete sie an seinem Rücken, sodass die Eisfedern klirrten. Er trug ebenfalls schwarz. Eine enganliegende Weste aus Leder mit etlichen silbernen Knöpfen und die dazu passende Hose.

»Es hat länger gedauert als gedacht.«

»Offensichtlich«, murmelte der Engel, und seine Aufmerksamkeit huschte einen Wimpernschlag lang zu mir. »Der König weiß, dass du hier bist. Er wartet im Salon.«

»Fantastisch.« Der Blick des Dieners brannte sich noch immer in meinen, während die Worte des Eisengels hohl in meinem Kopf widerhallten. »Der Rest?«

»Erledigt.«

»Gut.«

Mein Magen rumorte, meine Gedanken rasten, und mein Herz schlug schmerzhaft fest gegen meine Rippen. Ich war unfähig, mich zu

bewegen. Ich hatte den Diener nicht getäuscht. Er hatte *mich* getäuscht.
Er war ... er war ...

»Du wusstest die ganze Zeit, wer ich bin«, sagte ich hölzern.

Der Sturmherrscher lächelte kühl. »Nur weil deine Familie anscheinend jedes meiner Portraits aus Hass verbrannt hat, heißt das nicht, dass ich keines der Familie meiner Zukünftigen angefordert hätte, Prinzessin Yara. Dein Vater hätte dir mehr über deine vermeintlichen Feinde beibringen sollen, als du aus den Liedern schmiereriger Barden lernen kannst. Zumindest erkennen solltest du sie doch können.«

Es fühlte sich an, als hätte der Engel seine eisigen Flügel um meinen Körper geschlungen und mir einen zackigen Stein die Kehle hinuntergepresst.

Kein Diener. Kein Soldat.

Der König. Der König stand vor mir.

Und auf einmal verstand ich all die Fragen aus seinem Mund! Ich hatte ihn aushorchen wollen, aber stattdessen hatte er mich ausgehorcht. Er hatte sich über unsere Kräfte informiert, über unsere Meinung zum Sturmvolk ...

Mir wurde schlecht. »Du hast mich absichtlich getäuscht«, zischte ich.

»Wir haben beide versucht, einander zu täuschen. Ich habe es nur besser gemacht.«

»Zweifelsohne, weil du mehr Erfahrung in dem Bereich hast.«

»Zweifelsohne«, echote er unbeeindruckt. »Obwohl es eine Zeit lang amüsant war, der Moralpredigt einer Prinzessin zu lauschen, die versucht, einen arglosen Diener auszunutzen. Vielen lieben Dank für deine Ehrlichkeit. Jetzt weiß ich zumindest, worauf ich mich einlasse.«

Ich biss die Zähne so fest aufeinander, dass ich Angst hatte, mein Kiefer würde zerspringen. »Du hast meine Schwester nicht verdient«, spuckte ich aus. »Sie ist *gut!* Und du bist ...«

»Grausam? Kalkulierend? Ein Lügner?«, half er mir auf die Sprünge.

»Du hast ungeduldig, egoistisch und böse vergessen«, ergänzte der Eisengel.

Das amüsierte Lächeln auf König Jareth Katargas Miene richtete sämtliche Haare in meinem Nacken auf. »Richtig. Das ist doch *allseits bekannt*, Prinzessin. Dennoch haben deine Schwester und dein Vater einer Hochzeit zugestimmt. Es gibt also nichts, was du tun kannst, um ...«

»Yara!«, erklang ein lautes Keuchen, und mein Kopf fuhr herum. Shian rannte den Weg an der hohen Mauer entlang auf uns zu, hielt jedoch abrupt inne, als sie sah, mit wem ich in der Ruine stand.

Doch überrascht stellte ich fest, dass sie nicht den König der Sturmlande anschaute. Sie starrte den Eisengel an. Vielleicht war sie noch nie einem begegnet?

Ihre Lippen zuckten, als wolle sie etwas sagen, doch dann blinzelte sie und riss den Blick los. »Yara«, flüsterte sie und presste ihre Fäuste an die Stirn. »Kyrah ist verschwunden. Ich kann sie nicht finden.«

Kapitel 3: Yara

Nein.

Ich schlug Kyrahs Zimmertür auf, und sie krachte gegen die dahinterliegende Wand.

Nein, nein, nein.

Hektisch sah ich mich um, starrte auf die zerwühlten Laken, auf den Spiegel, vor dem wir noch vor einer Stunde gestanden hatten, rannte zu ihrem Schrank und riss die Tür auf, als wären wir wieder sieben und neun Jahre alt und spielten Verstecken.

»Sie ist nicht hier, Yara!«, flüsterte Shian mit zitternder Stimme. Sie war mir aus dem Garten hinterhergeeilt. »Sie ist nicht bei der Hochzeitskleidanprobe aufgetaucht, und ich sollte sie suchen, aber das Zimmer hier ist leer, deines auch. Sie ist nicht am See, sie ist nicht bei der Kapelle, sie ist spurlos verschwunden und ... und ...«

»Und was, Shian?«, herrschte ich sie an und wirbelte herum, während Sorge, Panik und Angst durch meinen Körper pulsierten. Kyrah verließ das Schloss nie allein! Sobald jemand sie erkannte, strömten Menschen auf sie ein wie Motten zum Licht. Und sie wusste, was heute für ein Tag war! Wie wichtig diese Hochzeit für Neradia war, wie sehr ich diesen Umstand auch hasste! Sie hatte gesagt, sie würde hier auf mich warten, damit ich ihr erzählen konnte, was ich über den König herausgefunden hatte. Warum wartete sie nicht auf mich?

»Yara, sie hat eine Nachricht hinterlassen. Deine Mutter hat sie vorhin gefunden«, wisperte meine Zofe, zog die Schultern höher ... und dann nickte sie zum Frisiertisch.

Ich stürzte nach vorn und zerknüllte das dort liegende Pergament fast in meinen Händen. Kyrahs ordentliche, geschwungene Schrift hätte ich unter Hunderten wiedererkannt. Doch ihre Worte waren wie Fremdkörper in meinen Augen.

Ich kann mein Glück nicht für mein Land aufgeben, bevor ich nicht mein eigenes gefunden habe. Ich brauche etwas Freiheit, bevor ich mich in den nächsten Käfig sperren lasse.

Verzeiht mir.

Mein Blick flog so schnell über die Zeilen, dass mir schwindelig wurde. Ich verstand die Worte, doch ihre Bedeutung wollte sich mir nicht erschließen.

Heute Morgen noch war Kyrarah bereit gewesen, ihre Pflicht zu erfüllen. Warum hatte sie es sich plötzlich anders überlegt? Und wo war sie hin? Wie war sie aus dem Schloss entkommen? Ich hatte Katarga nicht belogen, es gab heute etliche zusätzliche Sicherheitsvorkehrungen, und Kyrarahs Spionagekünste glichen meinen Blumenmalkünsten. Wie war sie verschwunden?

»Weiß Vater es?«, hauchte ich und ließ den Zettel fallen. Er war so viel strenger, wenn es um Kyrarah ging! Seine Erwartungen an sie waren so viel höher als an mich. Ich hatte meine Aufgabe erfüllt und zweimal geheiratet, wen er mir bestimmt hatte. Doch sie war für genau diese Art von Hochzeit erzogen worden. Sie war immer dafür bestimmt gewesen, jemanden wie Katarga zu heiraten.

Shian nickte. Die Sommersprossen auf ihrer Nase stachen aus ihrer Blässe deutlich hervor. »Er ist außer sich. Er hat Angst davor, wie der König reagieren wird. Er empfängt ihn im Salon und wird ihm wohl gleich davon erzählen, vermutlich entscheiden sie zusammen, was ... Yara! Wo willst du hin?«

Ich achtete nicht auf sie, sprintete bereits in den leeren Flur und befahl noch im Lauf den Farben meines Körpers, ihre Konturen zu verwischen. Es war, als bliese warmer Wind durch meine Adern. Er flüsterte meinem Blut zu, dass es nicht mehr rot war. Erklärte meiner

Haut, dass sie nicht mehr fest war. Meiner Kleidung, dass sie nicht mehr existierte.

Bis ich einfach verschwand.

Bis man nur noch meine Schritte hörte und meinen Atem spürte. Den Rest vergaß man, noch während man hinsah.

Ich wusste nicht, ob ich die Farbe meiner Umgebung annahm oder schlichtweg farblos wurde. Ich wusste nur, dass niemand mich sehen konnte – und ich im Gegensatz zu Kyrah immer schon fantastisch im Versteckspielen gewesen war!

Ich hatte einen Körper, konnte mir den Zeh stoßen, Leute anrempeeln und getötet werden, wenn ein Pfeil mich aus Versehen traf, aber ich war unsichtbar. Und wenn mein Ziehvater und der König von Katarga darüber entschieden, wie sie Kyrah zurückholen und für ihren Ungehorsam bestrafen würden, dann würde ich kein Wort dieses Gesprächs verpassen. Ich konnte meine Schwester nicht schützen, wenn ich nicht wusste, was sie vorhatten. Wenn ich nicht sah, wie wütend Katarga über Kyrahs Respektlosigkeit war und wie viel Scham mein Vater in der Situation empfand.

Mit klopfendem Herzen huschte ich die breite, mit purpurfarbenen Teppichen ausgelegte Flügeltreppe hinunter in den ersten Stock. Meine Schritte gedämpft, nur verfolgt von den Blicken der bunten Büsten meiner Vorfahren, von denen die Hälfte ihre spitzen Ohren vermisste – wie gesagt, ich kletterte gern, schon als Kind.

Der Salon hatte drei Türen und erstreckte sich über die gesamte Südseite, die zum Garten und Tor hinauszeigte. Drei Türen, von denen ich nur eine brauchte, die mir ein Diensthote mit einem leeren Tablett in der Hand höflicherweise offen hielt. Ich schlüpfte hindurch, bevor sie zurück in ihren Rahmen fallen konnte, und hielt den Atem an.

Man konnte mich nicht sehen, aber hören, riechen und fühlen. Also stahl ich mich in die äußerste Ecke des riesigen Zimmers, die mir gute

Sicht auf die breiten, gelben Polstersofas gab. Dazwischen stand ein flacher Tisch voller Getränke und Speisen, die eine ganze Armee stärken könnten.

Doch niemand rührte sie an.

König Cartiz und meine Mutter wandten mir ihre bleichen Profile zu. Der verkniffene Zug um den Mund meines Ziehvaters und die sich blähenden Nasenflügel meiner Mutter waren klar sichtbar.

Jareth Katarga saß ihnen gegenüber, den Blick aus dem Fenster in den Garten gerichtet, während der Eisengel reglos direkt hinter ihm stand. Die Hände hatte er auf die Knäufe zweier Langschwerter an seinem Gürtel gelegt.

»Wollt Ihr mir erzählen«, begann Katarga in einem übermäßig gelassenen, dunklen Tonfall, der aus meinem Mund freundlich geklungen hätte, aus seinem jedoch einer Drohung gleichkam, »dass meine Braut weggelaufen ist, noch bevor sie einen Blick auf mich werfen konnte?« Er lehnte sich zurück, und als er den Kopf wandte, war da keine Wärme in seinen Augen, kein Kräuseln seiner Mundwinkel, kein Platz für Widersprüche oder Widerstand.

Verschwunden war der lächelnde Diensthote von vorhin. Der kompromisslose Soldat aus all den schrecklichen Kriegsliedern hatte seinen Platz eingenommen. Er war kein einfacher Mann mehr, sondern ein König.

Mein Magen krampfte, und meine Schultern bebten. Wie hatte ich es nicht sehen können? Er hatte es gespielt. Er hatte mir Freundlichkeit vorgemacht, damit ich ihm ein paar Geheimnisse verriet, bevor er mir sein wahres Gesicht zeigte. Er hatte mich zum Lachen gebracht, nur um meine Zunge zu lösen! Ich hatte etwas über ihn in Erfahrung bringen wollen, hatte aber stattdessen freimütig Informationen über unseren Hof ausgeplaudert.

Er hatte mich benutzt, und der Gedanke ließ bittere Galle in mir aufsteigen. Ich hatte mich immer für klug gehalten, doch Jareth Katarga hatte mein Spiel nicht nur durchschaut, er hatte es gewonnen. Ich ballte die Hände zu Fäusten, und meine Knochen knackten, bis ich Angst hatte, sie alle könnten es hören.

Doch niemand reagierte.

»Ich ... Ich weiß nicht, was geschehen ist«, sagte mein Vater und knetete seine Knie. Seine laute, durchdringende Stimme erschreckte mich täglich, doch klang dünn im Vergleich zu Katarga. »Ich verspreche Euch, Kyrah ist eine sehr pflichtbewusste und gehorsame junge Frau. Sicherlich wird sie innerhalb der nächsten Tage wieder auftauchen. Ihre Notiz lässt vermuten, dass sie nur nach einem letzten kleinen Abenteuer sucht ...«

»Und was nützt mir ein Mädchen, das nicht einmal auf seinen Vater hört?«, fragte der König der Sturmlande schneidend. »Ich werde meine Ehe sicherlich nicht damit verbringen, meine Frau zu suchen!«

Meine Mutter räusperte sich vernehmlich. »Wenn Ihr Kyrah seht, werdet Ihr verstehen, dass es sich lohnt, auf manche Frauen zu warten«, versprach sie weich. »Ihr Gemüt ist sanft, ihre Schönheit unvergleichlich. Wenn Ihr nur ein paar Tage wartet, bis wir sie finden ...«

»Nein«, flüsterte er. »Das wird nicht funktionieren. Ich habe keine Zeit für diesen Unsinn. Ich werde noch heute Abend wieder abreisen. Ich kann meine Pflichten nicht für eine störrische Frau vernachlässigen, die lieber Abenteuer erlebt, als meine verdammte Königin zu werden. Mir wurde eine Hochzeit versprochen – oder soll ich in dem Wissen zurückreisen, dass Eure Versprechen keinen Wert haben, Cartiz?«

Der König der Fae lief puterrot an. »Nein, natürlich nicht. Doch ich sehe nicht, wie wir das Problem lösen sollten, da Kyrah ...«

»Habt Ihr nicht noch eine zweite Tochter?«, unterbrach er ihn ungeduldig.

Mein Rücken versteifte sich, und meine Handflächen wurden feucht. Er würde doch nicht ...

Meine Mutter richtete sich hastig auf, sodass die blassvioletten Haare über ihre Schultern nach vorn fielen. »Yara und Kyrah sind grundverschieden! Kyrah wurde für die Rolle als Königin ausgebildet, Yara hingegen ...«

»Das ist mir egal«, erklärte er kühl und sah wieder aus dem Fenster. »Welche Schwester ich heirate, ist mir einerlei. Solange sie eine Prinzessin dieses Hofes ist und ich heute Nacht in der Kutsche zurück sitze, schließen wir in meinen Augen das Friedensabkommen, das Ihr Euch gewünscht habt.«

Mein Mund fühlte sich an, als hätte ihn jemand mit Sand gefüllt. Mein Puls pochte schmerzhaft in meinen Ohren, und erst als meine Lunge brannte, bemerkte ich, dass ich aufgehört hatte zu atmen.

»Nein, das war nicht die Abmachung!«, sagte meine Mutter laut, und eine Welle der Zuneigung durchflutete mich ... die von dem starren Blick meines sogenannten Vaters erstickt wurde.

»Aber ...«, meinte er mit schwacher Stimme – und ich las ihm an den Augen ab, dass es sein Wille ebenso war.

»Ihr wolltet das Abkommen, König Cartiz«, erinnerte Katarga ihn, seine Worte weich, doch sein Blick schärfer als jede Klinge in diesem Raum. »Ich brauche keinen Schutz. Ich kann mein ganzes Land vor dem Ruin bewahren, wenn es darauf ankommt. Könnt Ihr dasselbe von Euch behaupten?«

Die folgende Stille brannte wie knisterndes Feuer auf meiner Haut.

»So oder so«, fuhr Katarga fort. »Mit oder ohne Ehefrau fahre ich heute wieder nach Hause.«

Mein Vater hob das Kinn, das die letzten zwanzig Jahre immer weiter mit seinem Hals verschmolzen war, und streckte die Brust. Als wäre er ein Vogel, der sein Gefieder aufplusterte. »Macht mir nichts vor, Katarga«, sagte er echauffiert. »Ihr braucht meine Tochter genauso wie wir Euch. Seit dem Tod Eures Vaters vor zwei Jahren herrschen Unruhen in den Sturmlanden. Euer Volk ist unsicher, ob Ihr Frieden für das Land bedeutet oder nur der Mittelpunkt einer Reihe weiterer Kriege werdet. Es ist müde nach den Eskapaden des letzten Jahrhunderts. Man munkelt, einige Rebellengruppen lehnen sich tagtäglich gegen Euch auf, zweifeln Eure Führungsqualitäten an und warten nur auf die Chance, Euch zu stürzen.«

Der Eisengel trat einen Schritt vor, sodass seine Flügel bedrohlich klirrten, doch Katarga schüttelte nur kaum merklich den Kopf, während mein Vater unbeirrt mit seiner Tirade fortfuhr.

»Ihr braucht eine Braut, um zu beweisen, dass Ihr bereit seid, Euch endlich niederzulassen. Dass Euer Gemüt sich beruhigt hat. Dass Ihr vorhabt, in der Hauptstadt zu bleiben, um Euer Land zu regieren, anstatt weitere Jahrhunderte mit Reisen an ferne Orte, zu viel Alkohol und zu vielen Frauen zu verschwenden. Euer Volk fürchtet sich ebenso vor Eurem hitzigen Gemüt wie Eure Feinde. Ihr müsst beweisen, dass Ihr für Stabilität sorgen könnt. Ein Bündnis mit uns sowie eine Ehe sind dem zuträglich.«

Der König der Sturmlande beugte sich vor, die Unterarme auf die Knie gelegt. »Ich will Eure Intelligenz nicht infrage stellen, Cartiz. Zweifelsohne habt Ihr mit einigen Punkten recht«, erwiderte er melodisch. »Aber was lässt Euch glauben, dass ich von Euch abhängig bin? Meine Auswahl an Ehefrauen ist grenzenlos. Wisst Ihr, von wie vielen Königen ich bereits angebettelt wurde, Ihre Töchter auch nur in Betracht zu ziehen? Ich mache mir nichts vor, die Eisengel verachten uns mehr, als die Fae es je tun könnten, aber selbst König Bragas hat

mir seine Töchter angeboten. Doch ich dachte, ich könnte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Frieden und Ehefrau zugleich sichern. Ich biete Euch meinen Schutz, Ihr bietet mir eine Tochter. Welche, ist mir egal, doch sie sollte in ein paar Stunden vor dem Altar stehen.«

»Ihr versteht nicht«, sagte mein Vater abgehackt. »Yara ist nur meine Adoptivtochter. Sie ist zur Hälfte Mensch. Ihr Blut ist nicht so wertvoll wie Kyrachs. Außerdem hat sie schon zweimal geheiratet. Sie ist herumgekommen. Sie ist nicht mehr ...« Er räusperte sich vehement. »Sie ist eines Königs nicht mehr würdig.«

Scham stach in meine Augen und meine Seiten. Die meisten Tage mochte ich meinen Ziehvater nicht sonderlich, an den wenigsten hasste ich ihn. Doch in diesem Moment raunten mir die Kissen der purpurfarbenen Couch zu, dass ich nur mit dem Finger zucken müsste, um ihn für seine achtlosen Worte zu bestrafen.

Er selbst war es gewesen, der mich verheiratet hatte – und jetzt tat er so, als wäre ich nichts weiter als eine Hure?

Wut kroch mit gezückten Nägeln meinen Hals hinauf und verbrannte meine Zunge. Meine Mutter senkte den Blick auf ihre Hände, und ich erwartete schon, dass Katarga mit plötzlichem Verständnis nickte. Dass er einsah, dass mein Vater recht hatte und ich nicht geeignet für ihn war.

Doch er tat nichts dergleichen. Seine hellgrauen Iriden färbten sich vor meinen Augen schwarz, und langsam stand er auf. »Hütet Eure Zunge, Cartiz.«

Es war, als würde der Raum schrumpfen. Als lege sich ein Schatten darüber. Als würden die Farben stumpf und Katargas Konturen schärfer. Funken glitzerten an seinen Fingerspitzen, und eine Sekunde lang meinte ich, meinen Zorn auf seinem Gesicht zu erkennen.

»Ich bin besagter König, und *ich* entscheide, wer meiner würdig ist. Ich habe Yara gesehen. Ich habe mit ihr gesprochen. Sie scheint mir bereits nach einem Wortwechsel intelligenter als Ihr, gleichwohl das

keine schwere Aufgabe ist. Was also sollte ich gegen sie einzuwenden haben?«

Hinter ihm verlagerte der Eisengel sein Gewicht. Katarga schloss die Augen, bevor er einen Schritt zurückmachte. Als hätte der Engel eine stumme Warnung ausgesprochen, der er Folge leistete.

»Sie ist nicht, wofür ich herkam, aber sie genügt«, schloss er leise.

Sie genügt.

Ich schluckte den Kloß in meinem Hals hinunter und drängte mich enger an die Wand. Mein Herz fühlte sich seltsam wund an. Nicht weil Katarga ein solcher Romantiker war, sondern weil ein Fremder wie er mich benutzt und belogen und mein Volk beinahe ausgelöscht hatte. Ich empfand nichts als Wut und Hass und Abscheu für ihn. Trotzdem war er es, der mich verteidigte, während meine Eltern stumm dasaßen.

»Ich nehme meine Pflichten ernster, als Eure jüngste Tochter es tut«, flüsterte er. »Und ich würde an Eurer Stelle davon absehen, in meiner Gegenwart noch einmal schlecht über meine Verlobte zu reden. Es mag keine Liebesheirat sein, doch sobald wir Ja sagen, gehört sie trotzdem mir. Sie wird meinen Namen tragen. Wer meinen Namen beleidigt, beleidigt mich. Und mich zu beleidigen, ist alles andere als eine gute Idee.«

Eine Sekunde später wandte er sich um und verließ den Salon durch die mittlere Tür. Der Eisengel folgte lautlos – und mir kam der Gedanke, dass seine Flügel nicht klirrten, wenn er es nicht wollte.

Mit offenem Mund sah ich ihm nach, während nur zwei Worte in meinem Kopf nachhallten.

Seine Verlobte.

Ich.

Ich war seine Verlobte. Er hatte nicht gefragt, er hatte es bestimmt, und sein Wort galt. Meins war irrelevant, und mein Ziehvater würde kein gutes für mich einlegen.

Die Tür fiel hinter Katarga ins Schloss, und meine Mutter sprang auf. »Wie konntest du?«, fuhr sie den König an. »Hat Yara nicht schon genug durchgemacht? Er hat seinen Vater umgebracht, um König zu werden! Du kannst sie nicht mit ihm verheiraten! Kyrahs Gemüt ist freundlich und sanft, sie wird ihn nicht stören, doch Yara kann ihre Zunge nicht hüten! Sie wird ihn wütend machen und ohne Kopf enden! Sie musste schon zwei Ehen erdulden. Kyrah hat sich freiwillig gemeldet. Sie *wollte* ihn. Sie hat es als Ehre angesehen, ich glaube nicht, dass Yara dieselbe Sicht haben ...«

»Es ist entschieden, Pagalia«, unterbrach mein Ziehvater sie hart und erhob sich. »Wir können uns Katarga nicht als Verbündeten leisten, aber noch weniger als Feind. Die Wahrscheinlichkeit, dass er Yara liebgewinnt und wer weiß, vielleicht irgendwann sogar so etwas wie Zuneigung für sie entwickelt, ist deutlich geringer als bei Kyrah, aber ich fürchte, wir haben keine Wahl. Vielleicht hat Yara ja Glück und bringt auch ihren dritten Ehemann um.«

Meine Augen brannten, und stocksteif blieb ich, wo ich war. König Cartiz lief an mir vorbei und verschwand. Zurück blieb meine Mutter, die in die Polster des Sofas sank, das Gesicht in den Händen vergraben. Ihr Rücken hob und senkte sich schwer.

Mit steifen Gliedern schüttelte ich die Farben zurück an ihren Platz, sodass ich sichtbar wurde. Leise glitt ich zu ihr. Sie schaute nicht auf, als ich neben sie sank und vorsichtig ihre Hände vom Gesicht zog, sodass die wulstige Narbe, die sich von ihrer rechten Schläfe über die Lippen bis zum linken Mundwinkel zog, zum Vorschein kam.

»Es ist okay«, log ich stumpf. Mein Körper seltsam taub. Als gehöre er nicht mir. Vielleicht hatte Katarga ihn zusammen mit meinem Leben mit sich genommen.

»Du hast alles gehört?«, flüsterte meine Mutter erstickt, ihre goldenen Augen gefüllt mit Tränen.

Ich nickte steif.

»Ich habe versucht, deinen Vater davon abzubringen, Yara! Du hast es gesehen, aber ...«

»Ich weiß«, murmelte ich und wischte ihr einen Tropfen von der spröden Wange. Der Arzt hatte ihr versichert, dass ein solch einfacher Schnitt zu einer feinen, kaum sichtbaren Narbe verheilen würde, doch der Arzt hatte nicht gewusst, was die Verletzung hervorgerufen hatte. »Jemand muss König Katarga heiraten. Wenn Kyrah nicht hier ist, fällt das Los mir zu.« Meine Brust war eng, meine Finger kalt, mein Schicksal entschieden. Es stimmte, was ich dem König draußen vor den Ruinen verraten hatte: Manche hatten nicht das Privileg, sich eigene Ziele zu setzen.

Wie gut, dass ich das nie getan hatte.

Und es war nicht nur schlecht, oder? Ich wünschte mir Kyrahs Glück. Dass sie vielleicht ein wenig Freiheit bekam, auch wenn ich meine für sie opfern musste.

Zitternd atmete meine Mutter ein und schloss die Augen. »Yara, ich wünschte, es wäre anders ...«

»... aber meine Verantwortung gilt unserem Volk, nicht mir oder meinen Gefühlen«, wiederholte ich die Worte, die ich die letzten zehn Jahre fast jeden Tag gehört hatte. Und ich verstand sie. Ich verschenkte mein Glück nicht umsonst, die Regenbogenfae erhielten im Gegenzug Katargas Schutz. Das bedeutete eine Menge.

Er besaß enorme Macht. Diese Wahrheit blieb. Mehr Macht als jeder andere Herrscher des Kontinents, außer vielleicht der Drachenprinz und der Drachenkönig. Doch Letzterer war spurlos verschwunden, und Ersterer versorgte seine Wunden.

Meine Mutter schniefte, nickte allerdings. »Der König ... Er nimmt mir dich schon wieder weg. Kyrah ist geflohen, um seinen Befehlen zu entkommen, und du musst diesen schrecklichen Mann heiraten. Wenn

ihr Jungen wärt, wenn ihr Thronfolger wärt, alles wäre anders. Aber solange er die Gesetze nicht ändert, solange ihr keine Chance auf die Krone habt ... Ich weiß nicht, was Kyrah sich dabei gedacht hat, wegzulaufen! Ich verstehe es nicht, aber es ändert nichts an der Situation. Ich will etwas tun, aber ich kann nicht, ich fühle mich so machtlos und ...«

»Es ist okay«, wiederholte ich und hoffte, dass ich mir irgendwann selbst glaubte. »Ich heirate ihn. Wie könnte ich nicht, wenn ich Neradia ansonsten schutzlos zurücklasse?«

Genau darauf lief es hinaus. Ich heiratete den Feind und schützte mein Volk. War das kein fairer Tausch?

Mein Atem beschleunigte sich, und meine Mutter nahm meine Hände in ihre. »Ich versuche, eine Lösung zu finden!«

Ich nickte, auch wenn ich wusste, dass es keine gab.

»Du musst ihn wohl vorerst heiraten«, krächzte meine Mutter. »Aber Yara: Was immer du tust ... lass ihn nicht sehen, wer du wirklich bist. Lass ihn nicht wissen, was du kannst. Ein Mann, der nicht vor dem Mord an seinem eigenen Vater zurückschreckt, um an Macht zu gelangen, wird keine Frau dulden, die er auch nur ansatzweise als Gefahr ansieht.«

Ich lächelte freudlos. Als müsste sie mir das sagen.

Kyrah hatte recht. Ich tauschte einen Käfig gegen den anderen.

Coming Soon ...

April 2027

